

The background of the cover is a reproduction of Francisco Goya's painting 'The Execution by guillotine' (1808). It depicts a grim scene of a guillotined body lying on a stone slab, with a severed head nearby. The painting is characterized by its dark, somber tones and expressive brushwork, capturing the horror and brutality of the event.

Berna González Harbour

GOYAS

Ungeheuer

Kriminalroman

LESE
PROBE

PENDRAGON 

Kurz nachdem in Madrid ein rauschendes Fest gefeiert wurde, tauchen an verschiedenen Orten der Stadt tote Tiere auf. Die Art und Weise, wie sie künstlerisch in Szene gesetzt wurden, deutet auf mehr als nur einen Akt Mutwilliger hin. Und tatsächlich: wenig später sieht sich die Polizei mit dem rituellen Mord an einer Kunststudentin konfrontiert. Und sie bleibt nicht das einzige Opfer.

Comisaria María Ruiz, die sich aufgrund ihrer Suspension zurückhalten müsste, ist fest entschlossen, den Fall zu lösen. Die Spur führt sie von den Abwasserkanälen Madrids bis ins Prado-Museum zu den Gemälden Goyas. Doch dann spitzt sich die Situation zu und María muss alle Register ziehen, um sich selbst und die, die ihr wichtig sind, zu schützen.

Berna González Harbour

Goyas Ungeheuer

Comisaria Ruiz ermittelt in Madrid

Übersetzt von Maike Hopp

ISBN: 978-3-86532-730-7

Klappenbroschur | 472 Seiten | EUR 24,00

Mit 13 Abbildungen von Goya-Gemälden



Angeschlagen, aber nicht in die Knie gezwungen. Seit ihrer Suspendierung sagte sie sich das jeden Morgen – mehr zur Stärkung ihrer Willenskraft als aus purer Überzeugung – während sie auf den Ausgang ihres Disziplinarverfahrens wartete. María setzte sich mal wieder vor den großen Stapel Anklagepapiere, die ihr gemäß Organgesetz 4/2010 des spanischen Gesetzblattes Gehorsamsverweigerung vorwarfen. Dazu kam die mutmaßliche unerlaubte Offenlegung von Unterlagen.

Optimisten waren der Ansicht, dass sie mit einer Anklage wegen grober Fahrlässigkeit davonkommen könnte, wenn sie aus der „Gehorsamsverweigerung“ irgendwie „Ungehorsam“ machen könnte.

Pessimisten hingegen rieten ihr, zu warten, dass sich J. S. selbst etwas zu Schulden kommen lassen würde. Im Moment ging es jedenfalls ums bloße Überleben. Beziehungsweise ging es darum, ihn zu überleben. Ein kleiner, aber feiner Unterschied, den sie sich immer wieder in Erinnerung rufen musste.

Sie würde nicht nachgeben, bis alle Anschuldigungen gegen sie fallen gelassen werden würden. Alles andere bedeutete den Sieg von Lügen und Verzweiflung.

Weil María Ruiz, Comisaria der Nationalen Polizeibehörde, sich einfach nur um die Fälle gekümmert hatte, die ihr zugeteilt worden waren, einen nach dem anderen, ohne sich von ihrem Ziel abbringen zu lassen. Wenn sie einen Fehler gemacht hatte, dann nur den, starr geradeaus geschaut zu haben ohne auf mögliche Gefahren in ihrer Umgebung zu achten. Sie wurde angeklagt, weil sie eine dieser Gefahren übersehen hatte: den neuen Chef der Madrider Polizei. Er hatte sie zuerst festgenommen und später vom Dienst suspendiert, da sie sich über seine Anordnungen hinweggesetzt hatte.

„Gehorsamsverweigerung.“

María schaute sich dieses Wort noch einmal genau an und versuchte, sich in den Anwalt hineinzusetzen, den sie bald kennenlernen würde.

Gehorsamsverweigerung war eine schwerwiegende Anschuldigung, die vorsätzlichen Ungehorsam gegenüber der rechtlichen Hierarchien bedeutete. Und es stimmte, dass sie ihrem Chef mit Absicht den Gehorsam verweigert hatte und – hätte sie dieselben telepathischen Fähigkeiten gehabt wie Professor X aus *X-Men* – ihn sogar ausgeschaltet hätte.

Heute musste sie all ihre Selbstbeherrschung aufbringen, um ihre immer wieder aufkochende Wut im Zaum zu halten. Was nun zählte, war, die feinen Unterschiede zwischen den Tatbeständen „Gehorsamsverweigerung“ und „Ungehorsam“ zu verstehen. Und zwar bis ins kleinste Detail.

María würde ihren Anwalt am Vormittag zum ersten Mal treffen. Sie hatte weder Kaffee trinken noch essen gehen wollen, wie von ihm vorgeschlagen, sondern entschieden, direkt zu ihm ins Büro zu kommen. Ohne Umschweife. Schließlich blieben ihnen nur noch fünfzehn Tage, um eine gute Verteidigung aufzubauen. Sie nahm ihr Handy und die Akten, verstaute alles in einer großen Tasche und ging zum zigs-ten Mal zu der Kommode, in der sie sonst immer ihre Pistole versteckt hatte. In den ersten Wochen hatte sie noch die Schublade geöffnet und mit ihrer Hand

reflexartig hineingegriffen, nur um festzustellen, dass das Fach genauso leer war wie die andere Seite ihres Betts.

Gelegentlich vergaß ihre Hand diese Tatsache noch immer und öffnete die Schublade. Das Fehlen ihres Dienstausweises und der Pistole wurden ihr schmerzlich bewusst. Und jetzt hatte sie nicht einmal mehr Tomás.

In solchen Momenten hielt sie einige Sekunden lang ihre rechte Hand mit der linken fest, bis die Fingerknöchel ganz weiß wurden, um das Gefühl der Leere zu unterdrücken. Wie auch genau in diesem Moment. Wenig später machte sie sich auf den Weg, denn Vicente Velázquez, Anwalt für Polizei- und Ordnungsrecht, erwartete sie schon. María brauchte all ihre Energie, um sich dem Disziplinarverfahren in Ruhe widmen zu können, doch eine Sache gab es auf dem Weg zu seinem Büro noch zu erledigen.

Martín saß am Schreibtisch und füllte gerade polizeiliche Formulare aus, als María anrief. Eigentlich freute es ihn immer, den Klingelton zu hören, den er auf seinem Handy für sie eingestellt hatte. Aber gleichzeitig machte es ihn auch nervös, da es ihn jedes Mal

daran erinnerte, dass sich sein Leben durch nur einen Anruf schlagartig ändern könnte. So war das eben mit María Ruiz. Ein Wirbelsturm, der einen mächtig aufrütteln konnte. Und er wusste natürlich, dass ihre Suspendierung nicht bedeutete, dass sie völlig untätig zu Hause rumsaß.

„Hallo, Martín.“

„Hallo“, antwortete er knapp und wartete auf das, was unweigerlich kommen würde.

Dieses Mal hatte er sie weder „Chefin“ noch „Ruiz“ genannt, was María etwas zu überraschen schien. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort.

„Geht's dir gut?“

„Ja“, erwiderte er kurz angebunden, „warum?“

„Gestern schienst du ein wenig besorgt zu sein, keine Ahnung warum, aber irgendwie hab ich das Gefühl, dass etwas passiert ist.“ María in Version Mensch? Martín erhob sich von seinem Schreibtisch und ging zu der Tür, die ins Treppenhaus führte. Eine Kollegin holte sich dort gerade einen Kaffee vom Automaten, bevor sie an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte.

„Aber ... Chefin“, er konnte Marías Lächeln bei dieser Anrede am Ende der Leitung förmlich hören, „solltest du nicht gerade bei deinem Anwalt sein?“

„Ich steh quasi vor seiner Tür. Aber vorher wollte ich dich noch kurz anrufen.“

„Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, Ruiz, wir sprechen später.“

„Warte, Martín ... warte. Sind es diese toten Hähne, die dich beunruhigen?“

„María ... Ich kann hier nicht darüber reden.“

„Was ist denn los?“

Martín schwieg. War das María in Zivil oder María, die Polizistin?

Inzwischen stand bereits eine andere Kollegin am Kaffeeautomaten, also ging er durch die Tür ins Treppenhaus. Doch hier gab es nirgendwo einen Ort, an dem man in Ruhe telefonieren konnte; seine Chefs waren ganz in der Nähe und außerdem musste er noch Unmengen an Papierkram erledigen. Er hatte keine Zeit, mit ihr zu sprechen.

„Interessierst du dich wirklich für ein paar tote Hähne, Ruiz?“

„Ich interessiere mich für dich. Mir kannst du nichts vormachen. Als du mich in deine neue Wohnung eingeladen hast, hast du noch vor Glück gestrahlt, und gestern hast du es dir dann einfach so mir nichts, dir nichts anders überlegt. Irgendetwas ist passiert, und

wenn es an diesen toten Hähnen liegt, interessiert mich das natürlich.“

„Das ist eine hässliche Angelegenheit, Ruiz.“

„Ich weiß nicht warum, aber hässliche Angelegenheiten scheinen in letzter Zeit mein Spezialgebiet zu sein.“

Martín gab nach. María in Zivil oder María, die Polizistin, eigentlich war das völlig egal. Sie war eben Ruiz. Sie verabredeten sich für abends bei ihm um die Ecke, um über alles zu reden. Er hatte letzte Nacht kaum geschlafen und war eigentlich nicht in der Stimmung, so spät noch groß etwas zu unternehmen, aber er wusste auch, dass er heute Nacht wieder keinen Schlaf finden würde.

Das Treffen mit dem Anwalt war eine reine Formalität. Als María das Büro verließ, war ihr mehr danach wegzulaufen, als die Unterlagen zu holen, um die der Anwalt sie gebeten hatte. Deshalb schleuderte sie, als sie zu Hause ankam, ihre Tasche in die Ecke, schmiss Blazer und hochhackige Schuhe direkt hinterher, sodass sich ein etwas wackeliger Haufen bildete, und zog sich rasch Jeans, T-Shirt und Sneakers über. Schnellen Schrittes ging sie in die Tiefgarage und entfernte das

Vorhängeschloss von ihrem Fahrrad, mit dem sie in letzter Zeit regelmäßig die neuen Radwege Madrids unsicher machte. Sie schaute nach, ob sie Portemonnaie und Handy eingesteckt hatte und schwang sich auf den Sattel.

María hatte festgestellt, dass ein Leben ohne Job ihr nicht nur die Arbeitszeit ersparte, sondern auch die Tasche für den ganzen Kram, den sie normalerweise benötigte: Pistole, Dienstausweis, Akten, Berichte oder Bücher mit Informationen zu den Fällen, an denen sie gerade arbeitete, und in letzter Zeit auch medizinische Fachliteratur zum Thema Wirbelsäulenverletzungen. Was brauchte sie mehr außer zwei Rädern an einer ölverschmierten Kette, zwei bewegungsfreudigen Beinen, einem Handy und 20 Euro für den Fall der Fälle?

Manchmal schien es María, als ob ihre Suspendierung sich auf jedes einzelne ihrer Neuronen auswirkte, die sonst stets in Alarmbereitschaft waren. Anfangs hatten sie protestiert und nach ihrer üblichen Routine verlangt, doch mittlerweile waren sie schon viel ruhiger geworden. Nach dem Tod von Carlos und der Lösung des letzten Falles hatte María etwas Zeit in Soria verbracht, einer Kleinstadt nördlich von Madrid. Dort war sie noch offiziell im Dienst gewesen, bis klar

wurde, dass Suspendierung auch wirklich Ende bedeutete und sie nicht mehr auf die Wache kommen sollte. Erst danach war sie nach Madrid zurückgekehrt, wo sie jeden Tag radelte, um den Kopf freizubekommen und begann, sich langsam aber sicher an die Einsamkeit zu gewöhnen. Sie glaubte, oder wollte jedenfalls glauben, dass ihre Freunde auf sie warten würden, dass ihr Team in gewisser Weise immer ihr Team bleiben würde, und dass sie von Zeit zu Zeit ihre Mutter und ihre Geschwister besuchen könnte, die froh waren, dass sie eine Weile lang gezwungen war, die Dinge ruhiger angehen zu lassen. Auch Tomás schwirrte in ihrem Kopf herum und sie dachte oft an ihn, während sie schwitzend in die Pedale trat. Doch wenn es um ihn ging, konnte sie nicht viel tun, auch wenn die Versuchung stets da war. Deshalb probierte sie, ihre übereifrigen Gehirnzellen zu beruhigen, indem sie beim Radfahren Autos und stylische Jogger mit Schrittzählern am Arm hinter sich ließ. All das erinnerte sie ein bisschen an die künstlich heile Welt von The Truman Show. Sie nahm die Parks voller rumänischer Kindermädchen und Boule spielender Rentner in den besser gestellten Gegenden der Stadt nur flüchtig wahr, bevor sie den bevölkerungsreichen Süden erreichte, der den Man-

zanares überblickte. Mit seinen Graffiti, den Scherben und überquellenden Mülltonnen, wo der Geruch von Joints und Urin in der Luft lag, wo es heiß war und die Mücken stachen, aber wo es auch mehr Leben, mehr Lärm, mehr Welt gab. Ihr gefiel es hier.

An der *Puente de Segovia* stieg María vom Fahrrad. Ihr blieb noch genügend Zeit, um die Gegend zu erkunden und sich im *Parque Caramuel* etwas umzusehen, bevor Martín kam. Sie schloss ihr Fahrrad an ein Geländer, trank einen Schluck Wasser aus einem kleinen Brunnen und trocknete sich das Gesicht mit den Ärmeln ihres Shirts ab. Sie suchte nach der Treppe, die sie zu der Stelle führen würde, wo jemand auf so grausame Art und Weise ein paar Hähne getötet hatte, dass damit bestimmt keine Suppe gekocht werden sollte. Sie hatte weder herausfinden können wie viele noch um welche Art von Tieren es sich genau handelte – im Internet kursierten die unterschiedlichsten Versionen. Fest stand, dass alles auf eine Art Ritual hindeutete. Die Tat hatte sich nachts ereignet, als sich die ganze Stadt bei den Feierlichkeiten zum Fest von San Isidro, dem Schutzheiligen Madrids, vergnügt hatte. Morgens hatten ein paar Kinder die Vögel entdeckt und waren schreiend zu ihren Eltern gerannt,

die wiederum die Polizei benachrichtigt hatten. Da alle Nachbarn einen Blick auf den Tatort hatten werfen wollen, hatte die Stadtverwaltung die toten Tiere entfernen lassen und nun war nichts mehr zu sehen.

María war im Park angekommen und sah, dass das Café, das ihr am Sonntag aufgefallen war, geöffnet hatte. Bevor sie den Tatort genauer unter die Lupe nahm, würde sie eine Kleinigkeit essen.

„Was kann ich dir bringen?“

Der Kellner hatte einen ausländischen Akzent, der nach Deutschland klang, und Dreadlocks bis zur Hüfte. Wahrscheinlich waren die einmal blond gewesen und würden es nach einer ausgiebigen Dusche auch wieder sein. María bemerkte eine kleine Anstecknadel an seinem T-Shirt mit dem Schriftzug: „Ich bin Hausbesetzer“ und warf einen Blick in die handgeschriebene Mittagskarte.

„Eine Cola und ein Käsesandwich, bitte.“

„Jetzt ist nicht die Uhrzeit für Sandwiches“, erwiderte er, „jetzt ist Kaffee- und Kuchenzeit.“

María betrachtete ihn. Er war eindeutig Ausländer, aber verhielt sich schon wie ein waschechter spanischer Kellner. Barsch und aufdringlich.

„Und wo steht das?“

„Hier.“ Er tippte an seine Schläfe. Die Dreadlocks hatte er mit einem Stirnband aus Stoff gebändigt, das María am liebsten sofort in den nächsten Waschsalon gebracht hätte. „Aber weil du es bist, mache ich dir ein Sandwich.“

Dieses Mal erwiderte María nichts. Sie wusste, dass sie ihm laut Madrider Verhaltenskodex für den Umgang mit Kellnern wahrscheinlich dafür danken sollte, dass er ihr genau das bringen würde, was sie bestellt hatte, und nicht das, was seine Majestät für angemessen hielt. Doch sie war zu erschöpft vom Fahrradfahren und dem üblichen Großstadtwirrwarr. Es dauerte nicht lange, bis er mit einem trockenen Sandwich zurückkam, das in zwei ungleiche Hälften geschnitten und mit einer einzigen dünnen Käsescheibe belegt war, bei der sich niemand die Mühe gemacht hatte, die Rinde zu entfernen. Die Cola schwappte aus dem Glas mit Eiswürfeln und besprenkelte den Tisch mit dunklen Tropfen. Es wäre natürlich viel zu einfach gewesen, das Glas nicht so vollzugießen.

„Soll ich dir was sagen?“, fragte der Deutsche, offenbar fest entschlossen, die Wünsche seiner Kundin zu ignorieren.

Nein, aber du wirst es garantiert trotzdem tun, dachte María und schluckte die Bemerkung herunter.

„Was denn?“

„Dein Gesicht kommt mir bekannt vor.“

Auch das war hier nicht ungewöhnlich. Nach dem schlechten ersten Eindruck wurden die Kellner plötzlich freundlich und zeigten statt Gleichgültigkeit großes Interesse.

„Ich bin zum ersten Mal hier.“ María ging auf ihn ein. Schließlich wollte sie etwas von ihm.

„Komisch, ich könnte schwören, dass ich dich schon einmal gesehen habe. So ein hübsches und interessantes Gesicht wie deins vergisst man nicht so schnell.“

So einen Idioten ohne Einfallsreichtum hätte ich sicher auch nicht vergessen, dachte María, nahm einen Bissen vom Sandwich, trank einen Schluck Cola und sagte: „Kann ich dich etwas fragen? Vielleicht kannst du mir helfen.“

Der Deutsche verschränkte die Arme, seine Sternstunde schien endlich gekommen zu sein.

„Was willst du wissen?“

„Stimmt es, dass hier letztes Wochenende ein paar Tiere getötet wurden?“

„Das stimmt.“

„Hier in diesem Park?“

„Korrekt.“

Der Kellner war nun merklich wortkarger und wollte sich wichtig tun, indem er sie zappeln ließ. Gleichzeitig machte er aber auch keine Anstalten, sich von ihrem Tisch zu entfernen. Er wartete eindeutig auf weitere Fragen. María widmete sich unbeeindruckt ihrem Essen, bis er schließlich fragte: „Und was genau willst du wissen?“

„Waren es Lämmer oder Hähne? Ich habe beides gehört.“

„Weder noch.“

„Sondern?“

„Darf ich fragen, warum dich das so interessiert?“

María betrachtete ihn genauer. Der Mann wirkte auf einmal ernst und wachsam. Sie bemerkte, dass er die Stirn runzelte. Er nahm einen Lappen aus seiner Tasche, den María gerne zu seinem Stirnband in die imaginäre Waschmaschine gesteckt hätte, und fing an, den Tisch abzuwischen. Sie ahnte, dass er Tieropfer genauso verabscheute wie sie selbst.

„Wegen der Tiere.“ Das war zwar nicht gelogen, aber sie musste auch nicht unbedingt weiter ins Detail gehen. „Und aus Neugier.“

„Es sind schon ein paar Tierschützer dagewesen. Es scheint, als ob es in Madrid noch weitere solcher Fälle gegeben hat.“

Endlich holte der Kellner etwas weiter aus. Es waren weder Lämmer gewesen, wie einige böse Zungen im Viertel behauptet hatten, um die Tat auf den Ramadan zu schieben, noch Hähne, wie von den Kindern schreiend verkündet worden war, die die Gräueltat entdeckt und in ihrem Leben außer auf einer Packung Cornflakes noch nie einen Hahn gesehen hatten. Es waren Truthähne gewesen. Drei tote Truthähne mit halb geschlossenen Augen, aufgerichtetem Schnabel und schräg nach oben gereckten Flügeln, als wollten sie abheben. Ihre Körper waren noch weich und warm gewesen, sodass einige gemurmelt hatten: „Man sollte sie rupfen und braten. Oder einfrieren. Sie wären das perfekte Festmahl für Weihnachten.“

„Ihr habt sie angefasst?“

„Mein Chef schon. Ich hab nur Fotos gemacht.“

María legte den Rest ihres Sandwiches beiseite – das Toast-auf-Toast, das übriggeblieben war, nachdem sie die einsame, dünne Käsescheibe aufgegessen hatte. Der Kellner hatte sein Handy hervorgeholt und zeigte ihr die Fotos.

Drei Truthähne mit schwarzen Federn lagen in einer unnatürlichen Haltung auf dem Boden, die Beine und Füße unter sich gefaltet und die Flügel weit nach oben gereckt. Die Schnäbel waren in die entgegengesetzte Richtung gekrümmt und schienen fast aus dem Bild zu fallen.

Ihre geschlossenen Augen wirkten so entkräftet, dass man nur Mitleid haben konnte. Das Ganze sah mehr nach einem detailvoll ausgearbeiteten Stillleben als nach einem Schauplatz des Grauens aus. Dass alle drei Tiere dieselbe Position einnahmen, konnte kein Zufall sein.

„Warum hast du Fotos gemacht?“

„Keine Ahnung. Ihr Spanier seid sehr grausam. Das Einzige, was ich an Spanien nicht mag, ist die Tierquälerei. Manchmal gehe ich sogar auf Demos.“

María zog es vor, nicht mit Verallgemeinerungen über die Deutschen zu antworten, denn der Mann hatte recht. Trotzdem war das hier etwas völlig anderes: Drei tote Truthähne in einer so gezwungen wirkenden Haltung mitten auf einem öffentlichen Platz deuteten eher auf ein Ritual oder eine gezielte Botschaft hin, bei dem Tiere als Opfer dienten. Sie ging die Fotos noch einmal durch.

„Waren da auch Schalen? Für das Blut?“

„Nein, das war alles“, erwiderte der Kellner erstaunt.

„Warum fragst du?“

„Ist es nicht möglich, dass jemand die Schalen bereits weggeräumt hatte, als du die Truthähne gesehen hast? Ich habe gehört, dass das Blut der Tiere in einer Schale gesammelt wurde. Dann sähe das alles ganz nach schwarzer Magie aus.“

„Schwarze Magie? Du hast ja gar keine Ahnung, wovon du sprichst, Mädchen.“

María hob die Augenbrauen. Der Deutsche war wieder zum unfreundlichen spanischen Kellner geworden und es galt zu warten, bis er sich dazu herablies, sie aufzuklären.

„Es war ein Tierserienmörder. Spanien ist voll davon. Die Stierkämpfer gehören auch dazu. Und wer Tiere töten kann, der kann auch Menschen töten.“

María bedankte sich für die Informationen und bat um die Rechnung. Sie gab dem Kellner ihre Telefonnummer, damit er ihr die Fotos schicken konnte, und wartete, bis er sie auf WhatsApp hinzugefügt hatte.

„Willst du mal mit zu einer Demo kommen?“, fragte er. „Ich glaube, wir haben viel gemeinsam. Wenn du magst, gebe ich dir gerne Bescheid.“

María wurde sich plötzlich ihres Zustands bewusst. Der einzige Nachteil am Fahrradfahren war es, dass sie danach immer völlig zerzaust war. Doch so war es ihr ein Leichtes, sich mit der Sorte junger Menschen anzufreunden, die sich nicht um ihr Aussehen scherte, dafür aber alles für die Umwelt und gegen den Kapitalismus tun würde. Eine Dusche bei Martín würde das sicher ändern – wenn er sie denn heute in seine Wohnung lassen würde. Jetzt bezahlte sie jedenfalls erst einmal und verabschiedete sich.

„Man sieht sich.“

„Die Kunst Goyas steht für mich für eine Realität, die so gegenwärtig wie Tag und Nacht ist. Und deshalb wollte ich sie in einen Roman sichtbar machen.“

Berna González Harbour

Wie kam María Ruiz zu ihrem Namen?

Ganz einfach: María Ruiz war der Name meiner Großmutter. Sie hieß María Ruiz Pfeiffer und ihr Großvater war ein deutscher Schneider, der sich in Kantabrien, im Norden Spaniens, niedergelassen hatte. Der Spitzname meiner Großmutter, „Oberst“, zeigt schon ganz gut, was für eine Art von Frau sie war. Ein Leben lang war sie stets von Männern umgeben: Ihre Mutter starb bei der Geburt und sie wuchs mit Vater und Bruder auf, dann heiratete sie und bekam fünf Söhne. Sie musste sich also immer durchsetzen, war für alles zuständig und eine richtige „Macherin“. Hätte sie studieren können, wäre sie meiner Meinung nach Polizeikommissarin geworden. María Ruiz steht also für all die Frauen, die viel erreicht hätten, wenn ihnen die Chance dafür gegeben worden wäre.

María und Nora sind beides starke Frauen im Roman. Sind sie ein Spiegelbild der Frauen in Spanien?
Sie sind ein Spiegelbild zweier verschiedener Generatio-

nen, denen jeweils die Chance gegeben wurde, mehr zu erreichen. Die Frauen aus Noras Generation, also die der jüngeren, haben zwar die Möglichkeit, sich zu beweisen, doch oft stehen sie noch im Schatten ihrer männlichen Kollegen und müssen mehr leisten, um akzeptiert zu werden. Bei Mariás Generation, die gleichzeitig auch meine eigene ist, ist das sogar noch ein bisschen extremer. Hier müssen Frauen wirklich zeigen, dass sie hundert Prozent ihrer Energie in die Arbeit stecken und sich nicht von ihrem Privatleben ablenken lassen.

Im Roman spielt auch Mariás Freund Luna, ein klassischer Journalist der alten Schule, eine große Rolle. Wurde er von anderen Journalisten oder Kollegen inspiriert?

Tatsächlich habe ich einen Kollegen, der für mich immer ein großes Vorbild war und von dem ich sehr viel gelernt habe. Er klaubt sich seine Informationen nicht aus den Medien zusammen, sondern ist selbst aktiv und hat seine ganz eigenen Quellen und Informanten, die ihm in verschiedensten Bereichen helfen können. Ich glaube, vielen Journalisten heutzutage wurde nicht beigebracht, dass es beim Journalismus letztendlich darum geht, über eine Realität zu berichten, die manche lieber im Dunkeln

lassen würden. Und dafür braucht man eben Quellen, die mit dieser Realität in Kontakt stehen. Für mich verkörpert Luna jemanden, der solche Prinzipien noch lebt, selbst wenn er von denen, die sich die Modernisierung zu Nutze machen, dafür belächelt wird.

Warum ausgerechnet Goya?

Wie für gewisse Charaktere im Roman wurde Goya auch für mich zu einer Besessenheit. Ich liebe Kunst und besuche oft das Prado Museum. Dort wurde ich dann auf Goyas schwarze Gemälde aufmerksam, die er in den letzten Jahren vor seinem Tod an die Wände seines Hauses malte. Sie waren also nicht für kommerzielle Zwecke, sondern nur für ihn selbst. Sie repräsentieren zweierlei Arten von Monstern: jene, die in seinem eigenen Kopf hausten und jene, die er in Spaniens Gesellschaft sah. Es ist seine Wandlung, die mich an ihm am meisten fasziniert – wie er, als er jung war, in farbenfrohen Gemälden die Schönheit und Lebhaftigkeit Spaniens festhielt und 35 Jahre später dann das desillusionierte und dunkle Spanien in seinen Werken zeigte. Es waren die gleichen Motive, aber wie durch andere Augen gesehen. Und eben das wollte ich auf unsere Zeit beziehen. Mein Ziel war es nicht, einen historischen Roman zu schreiben, sondern

jemanden aus der Moderne mit der Vergangenheit zu konfrontieren. Der Leser sollte nicht zu Goya reisen, sondern Goya sollte zum Leser kommen. Nach „Goyas Ungeheuer“ entstand noch ein Essay über ihn, das ich 2022 veröffentlichte.

„Goya en el país de los garrotazos“ – Goya im Land der Knüppel. Warum dieser Name?

Eines der schwarzen Gemälde ist das „Duelo a garrotazos“. Es zeigt zwei Männer, die sich gegenseitig mit Knüppeln verprügeln. Goya hat damit die Auseinandersetzungen in dem Spanien von damals dargestellt, doch es findet auch heute Relevanz – im Kataloniens Bestreben nach Unabhängigkeit, in den Ultrarechten ... Goyas Gemälde beschreibt eine Realität außerhalb seiner Zeit.

Kann man Spanien also auch heutzutage noch als „Land der Kunst und Knüppel“ bezeichnen?

In gewisser Weise, ja. Spanien ist ein Land der Kontraste, sowohl der Schöpfung als auch der Zerstörung. Diese Kontraste, die bereits Goya so sehr beeinflusst haben, sind auch heute noch zu sehen. Spanien ist ein Land voller Freuden: Kunst, Farben, Lebenslust, Genuss. Gleichzeitig ist es auch ein Land voll Finsternis: Armut,

Hass, Diskriminierung. Sowohl Goya früher, als auch ich im Hier und Jetzt, wollte dies reflektieren – mit unseren „Ungeheuern“. In meinem Buch ist das Ungeheuer ein Mann, der Goya sowohl bewundert als auch verachtet, dessen Besessenheit ihn zugleich etwas erschaffen und zerstören lässt.

Wie kam es zum Originaltitel „El sueño de la razón“? „Sueño“ kann ja sowohl „schlafen“ als auch „träumen“ bedeuten. Was ist es eher – der Traum der Vernunft, oder der Schlaf der Vernunft?

Auch hier haben wir wieder eine Dichotomie Goyas: Er nannte seinen Kupferstich „El sueño de la razón“, ohne je zu erklären, ob er damit den Schlaf an sich meint oder das Träumen. Stattdessen überlässt er es einem jeden selbst, dies zu entscheiden. Und diese Ambivalenz wollte ich auch in meinem Titel widerspiegeln.

Auch die Polizei wird von zwei Seiten gezeigt: Die ehrlichen Beamten, aber auch diejenigen, die selbst Leichen im Keller haben. Wie kam es, dass María von einer Polizeipsychologin zur Kommissarin wurde?

Als María bei der Polizei anfing, war sie dort als Psychologin tätig und hatte mit einem Polizisten zu tun, der

Leute misshandelte. Sie erklärte ihn für dienstunfähig, was ihr natürlich seine Abneigung einbrachte. Und ausgerechnet jener Mann wurde später ihr Vorgesetzter.

Ein Vorgesetzter, der einst Leute misshandelte, sagt einiges über die Verhältnisse bei der Madrider Polizei aus. Ist der Vorfall tatsächlich an die Realität angelehnt?

Ja. Es gab es einen Polizisten, der als Folterer in Madrid verurteilt war, später aber vom damaligen Regierungschef José María Aznar begnadigt wurde. Er nahm danach seine Karriere wieder auf, wurde Polizeichef in Kantabrien, meiner Heimatregion im Norden Spaniens, und ging bis vor ein paar Monaten, als er in den Ruhestand ging, noch seinem Amt nach. Man sieht, wie nahe sich Literatur und Realität manchmal kommen ...

(Die Fragen stellte Martha Ergo.)

Berna González Harbour, geboren 1965 in Santander, startete ihre Karriere als Journalistin bei der spanischen Zeitung *El País*, wo sie u.a. verschiedene Ressorts leitete. Zudem moderiert sie Sendungen bei dem spanischen Sender *Cadena Ser* und ist in Spanien eine bekannte Literaturkritikerin. Ihre Liebe für Krimis ließ sie 2012 ihr erstes eigenes Werk schreiben, 2020 gewann sie für *El sueño de la razón* (Goyas Ungeheuer) den spanischen Krimipreis *Premio Hammett*.



© Daniel Mordzinski

„In diesem Buch steckt nicht nur der Geist eines vergangenen Genies, sondern auch die Liebe zu Madrid, einer aufregenden Stadt, mit mehr Geheimnissen, als man sich vorstellen kann.“ SOLO NOVELA NEGRA | Antonio Parra Sanz

PENDRAGON

Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 0521 69689
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Überreicht von Ihrer Buchhandlung

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld